

Rebecca James

DER TAG, AN DEM COOPER STARB



DIE AUTORIN

Rebecca James, 1970 in Sydney, Australien, geboren, arbeitete als Kellnerin und als Englischlehrerin in Indonesien und Japan, bevor sie Kinder bekam. Ihr erster Roman, »Die Wahrheit über Alice«, war eine verlegerische Sensation und wurde in 52 Sprachen übersetzt – weitere Romane folgten. Rebecca James lebt mit ihrem Mann und ihren vier Söhnen in Canberra.

Mehr über cbj/cbt auf Instagram unter
[@hey_reader](#)

Rebecca James

**DER TAG,
AN DEM
COOPER
STARB**

Aus dem Englischen
von Edith Beletes



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2018

Deutsche Erstausgabe August 2018

© 2014 by Rebecca James

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Cooper Bartholomew Is Dead« bei Allen & Unwin

© 2018 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Edith Beleites

Umschlaggestaltung: Suse Kopp, Hamburg

Umschlagmotive © plainpicture/Millennium/

Flore-Adele Gau

ml · Herstellung: eR

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-570-31206-3

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Oscar

JETZT

Nie hätte ich gedacht, dass ich auf diese Art sterben würde.

Es ist ein Schock, als ich plötzlich über die Felskante rutsche. Starr vor Schreck fühle ich mich unaufhaltsam in die Tiefe stürzen. Aber beim Aufprall spüre ich nichts. Schmerz ist ja ein Warnsignal, und wenn man nichts tun kann, um eine drohende Gefahr abzuwenden, ist er sinnlos und bleibt einfach aus.

Meine Arme und Beine sind unnatürlich abgewinkelt und unter meinem Kopf entsteht eine blutige Pfütze.

Ich denke an Mum.

Und an Libby ... ihre Wärme, ihre Augen, ihren Körper ... Wäre ich dazu noch fähig, würde ich bei diesen Gedanken lächeln. Erinnerungen ziehen an mir vorüber, an ein Leben, für das es sich zu kämpfen lohnt, aber dazu habe ich keine Kraft mehr.

Der Gedanke, wie schmerzhaft und unfassbar mein Tod für Libby sein wird, ist unerträglich.

Dann fällt mir ein, wie ich hierher gekommen bin. Die Verkettung von Umständen und Ereignissen, die zu diesem Punkt geführt hat. Die Geheimnisse und Lügen.

Ich müsste etwas tun und kann nicht. Libby finden. Ihr erklären, was passiert ist.

LIBBY

Ich schlafe fest und träume, als jemand an meine Tür klopft. Beim Aufwachen denke ich erst, es sei Cooper, aber dann merke ich, dass es meine Mutter ist. Sie kommt in mein Zimmer und setzt sich aufs Bett. Ich reibe mir die Augen und sehe erschrocken, dass sie geweint hat.

Sofort bin ich hellwach und setze mich auf.

»Was hast du denn? Ist etwas passiert?«

»Ach, Libby, Liebes«, sagt sie.

Mir klopft das Herz bis zum Hals, als ich darauf warte, dass sie weiterspricht. Ich kann mir nicht vorstellen, was passiert sein könnte, das sie so sehr mitnimmt.

»Ach, Süße, es tut mir so leid!«, sagt sie und nimmt meine Hand. »Cooper ist ... gestorben. Er ist tot. Gestern Abend ... Er ist tot.«

Cooper? *Tot?*

Ich schlage die Decke zurück und springe aus dem Bett. Mein Handy! Ich schaue aufs Display. Zwei Nachrichten von Cooper. Gestern war ich so erschöpft, dass ich früh

ins Bett gegangen bin. Ich bin gleich eingeschlafen und habe dann offenbar nichts mehr gehört.

Die erste Nachricht ist von elf Uhr, gestern Abend.

Noch wach? Kann ich zu dir kommen? x

Die zweite kam eine Stunde später, kurz vor Mitternacht.

Libs? Bist du da?

Ich versuche, ihn anzurufen, erreiche aber nur die Mailbox und werfe das Handy aufs Bett.

»Ich fahre zu ihm«, sage ich. »Ich muss wissen, was los ist.«

Meine Mum steht auf und legt mir die Hände auf die Schultern. Sie spricht leise und mit brüchiger Stimme. Ich höre sie wie durch Watte.

»Das geht nicht. Cooper ist tot. Glaub mir, Liebes. Du kannst nicht zu ihm.«

»Lass mich«, sage ich und reiße mich los. Ich stelle mich vor den Spiegel, streiche mir das Haar aus dem Gesicht und binde es zu einem Pferdeschwanz. Als ich mir den Pyjama ausziehen will, sehe ich meine Mutter im Spiegel hinter mir stehen. Den besorgten Blick, mit dem sie mich beobachtet. Wie traurig sie ist. Langsam begreife ich, was sie gesagt hat.

»Nein«, sage ich. Nur das. Dann werden meine Knie weich, ich sinke zu Boden und vergrabe mein Gesicht in den Händen. Es dauert einen Moment, bis ich begreife,

dass das Geräusch, das ich höre, dieses animalische, verzweifelte Geheul, von mir selber stammt.

Mum hockt sich zu mir auf den Fußboden, nimmt mich in die Arme und drückt meinen Kopf an ihre Schulter. Lange sitzen wir so da, während sie mich sacht hin und her wiegt.

SEBASTIAN

Er frühstückt gerade, als das Telefon klingelt. In der Küche ist es so still, dass es schrill und bedrohlich klingt. Er weiß sofort, dass es nichts Gutes zu bedeuten hat. Für Small Talk ist es noch zu früh. Sein Vater ist bei der Arbeit, seine Mutter im Badezimmer unter der Dusche. Widerwillig legt er den Löffel beiseite und geht langsam auf das Telefonschälchen zu.

Er nimmt den Hörer ab. Toby Richardson berichtet stockend, dass Cooper tot ist.

»Ein Surfer hat ihn heute Morgen auf den Felsen gefunden. Es soll Selbstmord gewesen sein. Meine Mum hatte gerade Dienst im Krankenhaus, als er eingeliefert wurde. Sie sagen, er hat sich von Bradley's Edge gestürzt.« Toby klingt beinahe empört, als er sagt: »*Absichtlich!*«

Sebastian lässt sich gegen die Wand sinken und schlägt die Hand vor den Mund. Dabei schaut er aus dem Fenster, zum Mount Timbi mit der markanten Klippe, Bradley's Edge. Unwillkürlich hat er Coopers zerschellten Körper vor Augen: Blut und Knochen, scharfe Felskanten, auf-

geschlitztes Fleisch. Coopers im Todeskampf erstarrtes Gesicht. Ein kalter Schauer läuft ihm über den Rücken. Er sackt zusammen und schlingt die Arme um den Körper, wie um sich zu schützen. Die Luft in der Küche kommt ihm wie pures Gift vor, das ihn erstickt. Er verschluckt sich, an nichts, und muss um Atem ringen.

»Alles in Ordnung? Seb? Hallo?«

Sebastian atmet tief durch, richtet sich auf und reißt sich zusammen.

»Alles okay«, sagt er. Er hat seine Stimme unter Kontrolle und klingt ganz normal. »Danke, dass du mir Bescheid gesagt hast.«

»Warte, leg noch nicht auf! Seb...!«

Es ist klar, was Toby will. Er erwartet, getröstet zu werden. Dass sie Cooper zusammen beweinen und ihre Trauer gemeinsam bewältigen.

Aber Sebastian kann nicht. Will nicht. Er kann nur noch einmal »Danke« sagen, bevor er die Verbindung unterbricht und den Hörer wieder auf die Basis legt. Dann zieht er sich in das sichere Refugium seines Zimmers zurück, schließt die Tür, macht die Vorhänge zu und lässt seinen Tränen freien Lauf. Er fühlt sich innerlich ganz hohl. Als hätte ihm jemand die Seele ausgesaugt.

CLAIRE

Claire ist gerade aufgestanden, als Sebastian anruft. Seine raue Stimme verrät, dass er geweint hat. Sie fragt sich, ob er etwas genommen hat.

Dann erzählt er es ihr – sagt, Coopers Leichnam sei am Fuße von Bradley's Edge gefunden worden. Der Schock fährt Claire wie eine Faust in die Magengrube und ihr wird schwindelig. Es trifft sie so hart, dass sie zu Boden geht, das Telefon fallen lässt und sich den Ellenbogen am Couchtisch stößt. Bree eilt ihr zu Hilfe und sagt Seb, dass er später wieder anrufen soll.

»Er ist tot«, sagte Claire. »Ich kann es nicht glauben. Ich kann es, verdammt noch mal, nicht glauben.«

»Wer?« Bree hockt sich neben sie. »Claire? Wer ist tot?«

Claire erzählt ihr, was sie weiß, und beide bleiben eine Weile schockiert sitzen. Sie halten sich an den Händen, weinen und sehen sich mit vor Entsetzen geweiteten Augen an. Irgendwann steht Bree auf und kocht Kaffee, den sie schweigend trinken. Er schmeckt wie Schlammbrühe, und hätte Claire die nötige Energie, würde sie auf-

stehen, um sich und Bree etwas Stärkeres, Beruhigendes einzuschenken. Aber sie kann sich nicht rühren.

»Geh wieder ins Bett«, sagt Bree. »Du siehst so was von scheiße aus.«

Claire ist froh, nicht selbst entscheiden zu müssen, was sie tun soll, lässt sich von Bree zurück in ihr Zimmer führen und aufs Bett drücken. Antriebslos sitzt sie da und wartet, dass Bree ihr die Bettdecke aufschlägt. Erleichtert sinkt sie in die weichen Kissen.

Erst als Bree das Zimmer verlassen hat, wagt sie, nachzudenken und die Erinnerungen an gestern Abend Revue passieren zu lassen.

Sie war so high und betrunken, dass ihr nur verschwommene Bilder vor Augen kommen. Wie alles anfang, weiß sie aber noch. Schon am Nachmittag hatte sie Wodka getrunken, Musik gehört und taumelnd im Wohnzimmer dazu getanzt. Alles andere verschwindet wie in einem Nebel.

Sie schaut auf den Kleiderhaufen in einer Ecke ihres Zimmers. Schwarze Stiefel, Skinny Jeans, ihr Lieblings-Glitzertop. Wenn sie das gestern anhatte, muss sie ausgegangen sein. Eine Verabredung gehabt haben. Nur um zu Hause abzuhängen, hätte sie so etwas nicht angezogen. Sie schließt die Augen und versucht, sich zu erinnern. Plötzlich hat sie eine glasklare Szene im Kopf: Irgendwann spät am Abend hat sie ein Taxi bestellt, ist eine Treppe hinuntergetorkelt und hat vor der Tür gewartet.

Aber wo ist sie bloß hingefahren? Wo war sie gestern Abend?

Bei Sebastian. Sie sieht sich an seine Tür klopfen. Ins

Haus gehen. Dann trinken sie Whisky pur, alle beide. Claire hasst Whisky, aber das ist kein Grund, ihn nicht zu trinken, wenn er ihr angeboten wird. Sie braucht bloß daran zu denken, um wieder das Brennen in Mund und Hals zu spüren. Wie ihr der erste Schluck den Atem verschlug. Dann hatten sie sich jeder eine Line reingezogen. Speed. Vielleicht auch zwei. Jedenfalls waren sie danach alle beide hinüber.

Aber da muss mehr sein. Irgendwas ist passiert. Etwas, das mich so fertiggemacht hat, dass ich weinen musste.

Sie starrt an die Zimmerdecke und langsam tauchen die nächsten Erinnerungsfetzen auf. Ganz langsam. Einzelne, zusammenhanglose Bilder. Wie ein alter Film, den jemand zerschnitten und in der falschen Reihenfolge wieder zusammengesetzt hat. Aber daraus ergibt sich ein Bild, das, so vage es auch ist, ihr Herz schneller schlagen lässt und sie ins Schwitzen bringt.

Sie und Cooper im Auto. Beide wütend. Ein hässlicher Streit. Tränen und Geschrei. Sie weiß, dass sie ihn gestoßen hat. Einmal, zweimal, das dritte Mal mit aller Kraft.

Sie muss weinen, lässt die Tränen einfach laufen.

Wir haben gestritten. Ich habe ihn weggestoßen.

Und jetzt ist er tot.

D'AMALS

COOPER

Ich war mit Sebastian einkaufen, für eine Party, die er am Abend geben wollte. Lust dazu hatte ich nicht. Ich konnte mir ein paar Trillionen Dinge vorstellen, die ich an einem Samstagmorgen lieber tun würde. Wie zum Beispiel surfen oder ausschlafen oder einfach nur zu Hause abhängen oder in der Werkstatt an meinem Tisch weiterarbeiten. Aber Seb war diese Party wichtig, also erwartete er das Gleiche auch von mir.

Er hatte sorgfältig geplant, was er seinen Gästen anbieten wollte: exquisiten Käse und besondere Brote, dazu verschiedene Dips und Aufstriche. Nicht zu vergessen seine berühmten Cocktails aus teuren Spirituosen, von denen außer ihm noch kein Mensch je etwas gehört hat. Und ausländisches Bier.

»Welchen magst du lieber?«, fragte er und hielt mir zwei große Käselaike vor die Nase.

»Keine Ahnung.« Ich zuckte mit den Schultern. »Ist doch egal, oder?«

Er seufzte und warf beide in den Einkaufswagen. Dann holte er sein Portemonnaie aus der Hosentasche und gab mir zwei Hundert-Dollar-Scheine. »Gehst du schon mal die Getränke kaufen? Je zwei Flaschen Cointreau und Tequila. Aber das gute Zeug. Gold. Das Beste, was sie auf Lager haben.«

Ich hatte ihm schon tausendmal gesagt, dass es reine Geldverschwendung war. Kein Mensch wusste seine teuren Drinks zu schätzen. Die meisten waren zu unerfahren oder zu schnell betrunken, um die Zutaten herauszuschmecken oder Wert auf Qualität zu legen. Er hätte Brennspiritus mit einer Kirsche drin anbieten können und alle hätten es für etwas Besonderes gehalten und bedenkenlos geschluckt. Aber für Seb spielte Geld keine Rolle. Seine Eltern waren reich. Was heißt hier reich? Steinreich! Seine Mutter gab ihm so viel Geld, wie er wollte. Wahrscheinlich kosteten seine Partys mehr als die Lebensmittel, die meine Mutter in einem ganzen Jahr kaufte. Aber man konnte es ihm nicht übel nehmen. Sebastian Boccardo war der großzügigste Mensch, den ich kannte. Er würde einem sogar sein letztes Hemd geben.

Ich ging zum Spirituosenhändler gleich nebenan. Den Cointreau hatte ich schnell gefunden, dann schaute ich mich nach dem Tequila um. Er stand ganz oben auf einem Regal, sodass ich die Arme recken musste, um ranzukommen. Als ich nach der zweiten Flasche griff, wurde ich von einem Mädchen angerempelt, das es offenbar eilig hatte. Es war kein einfacher Rempler, sondern ein regelrechter Zusammenstoß, und ich verlor die Balance. Die

Flasche rutschte mir aus der Hand, ging zu Boden und zerbrach.

»Herrgott!«, sagte ich. »Mach langsam!«

»O verdammt, tut mir leid! Ich bin gestolpert.« Das Mädchen besah sich die Sauerei auf dem Boden – lauter Scherben und Alkohol, der sich langsam in alle Richtungen ausbreitete. Sie trug Sandalen, aus denen die Zehen hervorlugten.

»Pass bloß auf«, sagte ich. »Sonst schneidest du dich noch.«

Sie trat einen Schritt zurück und schaute mich zum ersten Mal an. Erst da sah ich, dass ich sie von früher kannte, aus der Schule. Sie war groß, fast so groß wie ich, und eine Mähne rotbrauner Haare umspielte ihr hübsches Gesicht. Große braune Augen, volle Lippen. Wahrscheinlich hätte ich sie sexy gefunden, wäre sie nicht so wütend gewesen.

»Du bist auf die Walloma High gegangen, oder?«

Sie nickte.

»Ich bin Cooper Bartholomew.«

»Ich weiß«, sagte sie, den Blick stur auf das Regal hinter mir gerichtet. Es war eine unmissverständliche Abfuhr.

»Und du bist?«, fragte ich.

»Libby«, blaffte sie.

Jetzt konnte ich mich erinnern. Libby Lawson. Sie war eine Zeit lang mit Claire befreundet gewesen. Ich wusste zwar nicht, was die beiden auseinandergebracht hatte, aber jetzt hasste Claire sie.

In der neunten oder zehnten Klasse hatten Libby und ich einmal die Aufgabe, das monatliche Rundschreiben für

die Eltern auszutragen. Damals riet Claire mir, gut aufzupassen, dass Libby mir nicht von hinten eins über die Rübe zog, denn laut Claire war sie eine hinterhältige Schlange. Ich dachte mir nicht viel dabei, denn Claire war immer mit irgendwem zerstritten, und obwohl ich Libby damals nicht besonders gut kannte, fand ich sie nett.

Gerade wollte ich sie an das Rundschreibenaustragen erinnern, als sie die Arme verschränkte und ihre Körpersprache unmissverständlich verkündete, dass sie keine Lust auf ein wie auch immer geartetes Gespräch mit mir hatte. Was hatte ich ihr denn getan? Vielleicht hatte Claire sich ja doch nicht in ihr getäuscht, und Libby war eine dieser eingebildeten Puten, die grundsätzlich nichts anderes taten, als einem gehörig auf den Keks zu gehen.

Ich zeigte auf die Sauerei am Boden. »Du solltest besser aufpassen, wo du hinläufst. Schließlich willst du andere ja wohl nicht gefährden.«

»Und du solltest deine Sachen besser festhalten«, konterte sie mit finsterner Miene. »Schließlich willst ja wohl auch du andere nicht gefährden.«

In dem Moment kam der Ladenbesitzer angelaufen und begann rumzuzetern. Wir boten ihm beide an, alles wieder sauber zu machen, aber das wollte er nicht. Wir würden uns bloß noch schneiden, sagte er, und ihn dann auf Schmerzensgeld verklagen. Aber die kaputte Flasche sollten wir bezahlen. Ich sagte, das sei kein Problem, aber dann legte er erst richtig los und tat so, als hätte ich mich geweigert. Während er den Boden wischte, standen Libby und ich etwas dämlich daneben. Unsere Blicke begegneten

sich und ich zog eine Grimasse. Ich bin mir ganz sicher, dass ihre Mundwinkel amüsiert zuckten, aber dann schaute sie schnell woanders hin, bevor aus dieser Zuckung ein richtiges Lächeln werden konnte.

Als der Ladenbesitzer fertig war, folgten wir ihm an die Kasse, wo er mit säuerlicher Miene mein, beziehungsweise Sebs Geld entgegennahm.

»Man sieht sich«, sagte ich zu Libby, als ich bezahlt hatte. Sie nickte nur. Ich nahm meine Papiertüte mit den Flaschen und setzte mich in Bewegung.

Ich war noch nicht weit gekommen, als ich sie rufen hörte: »Hey, warte mal!«

Ich blieb stehen.

»Lass mich dir was wiedergeben.« Sie hielt mir einen Zwanzig-Dollar-Schein hin.

»Nein, ist schon in Ordnung.«

»Aber ich ...«

»Keine Sorge. Es ist sowieso nicht mein Geld.«

Sie zuckte mit den Schultern und steckte das Geld wieder ein. »Danke. Tut mir leid, dass ich dich umgerannt habe. Du hast recht, ich sollte besser aufpassen. Ich bin echt eine Gefahr für die Allgemeinheit.«

»Vergiss es. Halb so schlimm.« Ich sah auf das Tetra Pak Wein in ihrem Arm. »Große Pläne für heute Abend?«

»Nur eine kleine, aber feine Strandparty.«

»Fein?«

Um ein Haar hätte sie zum zweiten Mal fast gelächelt. »Okay, *fein* ist vielleicht das falsche Wort. Nur ein Lagerfeuer am Ripple Beach. Musik, tanzen, singen. Würstchen

und billiger Wein. Du weißt schon ...« Sie unterbrach sich kurz und lächelte tatsächlich, wenn auch etwas verschämt. Dann sagte sie: »Wenn ich mir so zuhöre, klingt es eher wie das Gegenteil von *fein*, aber bestimmt wird es lustig.«

»Klingt auf jeden Fall so.«

Einen Moment lang standen wir dumm herum, und keiner wusste, was er sagen sollte.

»Also dann ...«, sagte sie schließlich. »Ich sollte dann wohl lieber ...«

»Klar«, sagte ich. »Man sieht sich.«

LIBBY

Auf der Strandparty stand ich, wenn ich mich nicht gerade mit jemandem unterhielt, mit dem lauwarmen Wein in meinem Plastikbecher am Lagerfeuer, schaute in die Flammen und dachte über die Begegnung mit Cooper nach. Es war so peinlich! Abgesehen davon, dass ich mich wie ein Vollidiot benommen hatte, konnte er sich nicht mal an mich erinnern. Okay, die Walloma Highschool war so riesig, dass unmöglich jeder jeden kennen konnte, aber Cooper und ich waren im selben Jahrgang gewesen und hatten zusammen unseren Abschluss gemacht. In der zehnten Klasse mussten wir sogar einmal drei Tage lang den Elternrundbrief zusammen austragen, und trotzdem wusste er nicht mehr, wer ich war. Um ihn nicht merken zu lassen, wie blöd ich mir vorkam, habe ich ihm eine ziemliche Abfuhr erteilt.

Cooper Bartholomew und seine Clique haben mich immer schon eingeschüchtert. Sie waren die coolsten, glamourösesten Typen der ganzen Schule. Einer sah besser aus als der andere, und ihre Selbstsicherheit konnte einen

neidisch machen. Sie schienen die ganze Zeit Spaß zu haben, und im Vergleich zu ihnen waren alle anderen nur graue Mäuse.

Cooper war groß und athletisch gebaut. Breite Schultern, dunkles Haar, sonnengebräunte Haut, großes Zahnpastalächeln. Genau die Sorte, von der jedes Mädchen träumte. Nicht nur wegen seines Aussehens, sondern auch wegen seiner coolen Clique. Abgesehen davon fiel er aber nicht besonders auf. Er war weder Schul- noch Klassen-sprecher gewesen und nicht mal in einer der angesagten Schulsportarten hatte er sich hervorgetan. Trotzdem wussten alle, wer er war, und jeder kannte seinen Namen.

Aber der eigentliche Star seiner Clique war Sebastian Boccardo. Was heißt hier Star? Er war die Sonne, um die alle anderen wie Planeten kreisten. Auch er sah verdammt gut aus, aber anders als Cooper. Er war – wenn man das über einen Jungen sagen kann – eine regelrechte Schönheit, groß und schlank, beinahe drahtig und alles in allem irgendwie überirdisch, wie ein Paradiesvogel. Auch er hatte dunkles Haar, aber im Gegensatz zu Cooper war er so blass, als ginge er nie an die frische Luft, geschweige denn in die Sonne. Man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, dass er geradezu unanständig reich war. Sein Haarschnitt, seine Art, sich zu kleiden, seine Sorglosigkeit und sein selbstsicheres Auftreten – all das wies ihn als jemanden aus, der mit einem goldenen Löffel im Mund geboren worden war. Gerüchten zufolge war er schwul. Ich habe keine Ahnung, ob das stimmt, aber es hatte die Mädchen an der Schule nicht daran gehindert, sich reihen-

weise in ihn zu verlieben, ihn ständig im Blick zu haben und andauernd voller Bewunderung über ihn zu tratschen.

Wenn seine Eltern verreist waren, gab er bei sich zu Hause, in der vornehmen Wohngegend in den Hügeln, berühmt-berüchtigte Partys. Was dort stattfand, war in der Schule immer tagelang Gesprächsthema Nummer eins, wobei das Meiste, was man so hörte, bestimmt erfunden oder wenigstens maßlos übertrieben war. Niemand aus meinem Freundeskreis wusste etwas Genaues darüber, denn wir wurden nie eingeladen.

Wir fristeten unser unglamouröses Dasein am anderen Ende der gesellschaftlichen Skala und galten als uncoole, lernwütige Streber, die sich an Regeln hielten, schulische und moralische Erwartungen erfüllten und gute Noten bekamen. Graue Mäuse eben, angepasst und folgsam. Cooper, Sebastian und Co. nahmen kaum zur Kenntnis, dass wir überhaupt existierten.

Obwohl Cooper und ich nicht gerade Freunde geworden sind, als wir drei Tage lang die Rundbriefe austrugen, verbrachten wir doch jedes Mal gut eine halbe Stunde miteinander. Dabei kamen wir natürlich ins Gespräch. Er erzählte mir, dass er gern surfte und seine Mutter Krankenschwester war. Als er mich fragte, was ich am Wochenende vorhätte, und ich sagte, ich müsse einen Aufsatz schreiben, lachte er und meinte, das hätte er sich denken können. Es war kein gemeines Lachen, aber ich wäre vor Scham am liebsten im Boden versunken.

Ich konnte mich an all diese Kleinigkeiten erinnern, und deswegen empfand ich es als beleidigend, dass er nicht mal

mehr meinen Namen kannte. Ich war von den drei Tagen damals ziemlich beeindruckt gewesen. Da war er mir nämlich gar nicht mehr so cool wie sonst vorgekommen, sondern zugänglicher, freundlicher, fast menschlich.

Offenbar hatte ich mich getäuscht.

Typen wie Cooper waren für uns Normalsterbliche wie Lichtgestalten, die unser gesellschaftliches Sonnensystem überstrahlten, während wir für sie nur wie mickrige Glühwürmchen glimmten. Wir wussten Dinge über sie, redeten darüber und beobachteten sie – und träumten davon, auf ihre blöden Partys eingeladen zu werden. Aber sie wussten nichts über uns und kannten nicht mal unsere Namen oder Gesichter. Wir waren ihnen vollkommen egal. Deswegen fühlten wir uns klein und unbedeutend und hielten uns selbst für Langweiler. Sie gaben uns das Gefühl, unsichtbar zu sein.

COOPER

Kurz vor zehn verließ ich Sebastians Party. In letzter Zeit konnte ich mit dieser ganzen Szene nicht mehr viel anfangen. Dabei hatten unsere Partys immer so viel Spaß gemacht. Man traf sich, ließ sich volllaufen, redete und lachte. In der zwölften Klasse hatten wir uns dabei vom Lernen und den Eltern erholen können. Und uns als die Erwachsenen aufgespielt, die wir jetzt offiziell waren. Aber dann veränderten sich diese Partys. Sie wurden immer größer und extravaganter und bekamen Wettbewerbscharakter. Wer trägt die coolsten Klamotten? Wer verträgt den meisten Alkohol? Wer hält am längsten durch?

Natürlich war auch Claire an diesem Abend da und zog wieder mal eine ganz besondere Show ab. Sie trug ein ultrakurzes Kleid und Schuhe mit so hohen Absätzen, dass ich mich fragte, wie sie darauf überhaupt laufen konnte. Sie sah aus wie ein Model, das jeden Moment auf den Laufsteg einer Modenschau geschickt wird, nicht wie jemand, der einfach nur mit guten Freunden eine Party feiert.

Wie üblich klebte Bree die ganze Zeit wie eine Klette

an ihr. Sie war genauso aufgetakelt, und angesichts der Art, wie die beiden kicherten und durch die Gegend torkelten, genauso abgefüllt.

Die beiden wohnten zusammen, arbeiteten zusammen und taten auch sonst alles zusammen. Sie sahen sich sogar ähnlich. Bree war blond und Claire brünett, aber beide hatten glattes Haar, das ihnen bis zur Taille fiel. Beide hatten eine klasse Figur und wussten sie durch entsprechende Kleidung zur Geltung zu bringen. Beide waren komplett durchgestylt, immer und überall. Vor unserer Trennung hatte ich einige Nächte mit Claire verbracht, aber ohne Make-up habe ich sie trotzdem nie gesehen.

Damals hatten mich beide schwer beeindruckt, aber inzwischen fragte ich mich, wozu sie sich so viel Mühe gaben und was sie eigentlich beweisen wollten.

Sebs Wohnzimmer im Erdgeschoss des Hauses erinnerte eher an die Lounge eines Sternehotels. Eine reichlich bestückte Bar zog sich an einer Wand entlang, Sofas und Sessel an einer anderen, eine große Terrassendoppeltür führte zu einem Pool, hinter dem sich ein atemberaubender Blick in die Landschaft öffnete. Im Laufe der Jahre hatte ich mich daran gewöhnt, aber der Unterschied zu meinem eigenen Elternhaus und dem Viertel, in dem ich aufgewachsen war, hätte nicht größer sein können. Als lebten Sebastian und ich in verschiedenen Welten.

Ich saß an der Bar, trank Bier und überlegte, wann ich wohl gehen könnte, ohne unhöflich zu wirken. Claire und Bree pirschten sich an und setzten sich auf die Barhocker links und rechts von mir. Ich wusste, dass sie mich schon

den ganzen Abend beobachteten und nur auf eine Gelegenheit gewartet hatten, um sich auf mich zu stürzen.

»Amüsiert du dich gut, Cooper?«, fragte Bree.

»Es sieht gar nicht so aus«, sagte Claire, bevor ich antworten konnte. Sie hatte die Augen halb geschlossen und lallte schon. Was immer sie getrunken oder sonst wie konsumiert hatte – offenbar war es mehr als genug gewesen.

»Bis ihr gekommen seid, war's ganz nett«, sagte ich.

»Hör auf!«, sagte Claire. »Warum musst du so gemein sein?«

Gemein. Das sagte gerade die Richtige. Claire war die Gemeinheit in Person. Ich schüttelte den Kopf und stand auf.

»Du willst doch wohl noch nicht gehen«, sagte Claire. »Trink lieber noch was. Einen dieser Cocktails, die Seb vorhin gemacht hat. Oder vielleicht ein Bier? Oder Wein? Du trinkst doch gern Rotwein, oder?«

»Geht nicht, ich muss noch fahren.« Ich wünschte, Claire würde mich einfach in Frieden lassen, statt mich immer wieder in Situationen zu bringen, aus denen ich mich nur mit Unhöflichkeiten retten konnte. Doch bevor mir mein rüdes Verhalten leid tun konnte, erinnerte ich mich daran, was sie mir angetan hatte.

Ich murmelte irgendeinen Abschiedsgruß und ließ sie einfach stehen. Im Erdgeschoss konnte ich Seb nirgends finden, also ging ich nach oben, in die Wohnung seiner Eltern. Als auch da niemand zu sehen war, beschloss ich, zu gehen.

Auf dem Heimweg kam ich am Ripple Beach vorbei.

Ich hatte gar nicht mehr an Libby Lawson und die Strandparty gedacht, aber als ich jetzt ein flackerndes Lagerfeuer und mehrere Leute drum herum sitzen sah, fragte ich mich, ob es wohl Libbys Party war.

Es sah so aus, als herrschte da unten gute Stimmung, und für einen kurzen Moment wurde ich beinahe neidisch. Warum konnten Sebs Partys nicht so entspannt sein? Ich überlegte sogar, ob ich den Wagen abstellen und einfach mitmachen sollte. Doch dann erinnerte ich mich daran, wie kalt und abweisend Libby in dem Spirituosenladen war, dass sie praktisch durch mich hindurchgesehen hatte, als sei ich Luft. Aber meine Lust auf die Party hielt sich ohnehin in Grenzen. Wahrscheinlich waren die meisten da unten Intellektuelle und Streber, die versuchten, sich gegenseitig mit ihrem Wissen zu übertreffen, oder behaupteten, irgendwelche schräge Lyrik besser zu verstehen als jeder andere. Auch wenn diese Strandparty auf den ersten Blick vielversprechender zu sein schien als Sebs Partys, spielte sich dort unter der Oberfläche wahrscheinlich genau das Gleiche ab: verzweifelte Konkurrenzkämpfe.

Dennoch. Aus der Ferne sahen alle glücklich aus. Aber Fassaden konnten täuschen. Aus der Ferne wirkten Sebs Partys wahrscheinlich auch unbeschwert und gut gelaunt. Aus der Ferne machten wir wohl alle den Eindruck, als hätten wir Spaß.

Zu Hause öffnete und schloss ich die Tür so leise wie möglich, für den Fall, dass meine Mum schon schlief. Sie hatte diese Woche mehrere Nachtschichten und litt unter chronischem Schlafmangel.

»Du bist ja schon früh zurück«, rief sie aus ihrem Schlafzimmer.

»Ja.« Ich schaute kurz bei ihr rein. Sie saß im Bett und las. Im Schein ihrer Nachttischlampe standen einzelne Haare aus ihrer zerzausten Frisur ab. Die Lesebrille saß ihr auf der Nasenspitze. Ich hatte sie schon so oft in genau dieser Pose gesehen, dass ich sie eines Tages wahrscheinlich so in Erinnerung behalten würde.

»Hey.«

»Selber hey«, sagte sie. »Was ist los?«

»Nichts.«

»Alles in Ordnung?«

»Alles bestens.«

»Sicher? Du machst gar nicht den Eindruck.«

»Nein, wirklich, alles in Ordnung, Mum. Ich bin nur ziemlich müde.«

»Okay.« Sie nickte und schien noch etwas sagen zu wollen, doch dann lächelte sie nur und meinte: »Im Kühlschrank steht ein Rest vom Abendessen, falls du Hunger hast.«

Meine Mum machte sich immer zu viele Sorgen um mich. Wenn ich stiller war als sonst, wenn ich keine Lust zum Surfen hatte, wenn ich irgendetwas anders machte als sonst – immer dachte sie gleich, es sei etwas Schlimmes passiert. Wahrscheinlich lag es daran, was Dad getan hatte. Seitdem wusste sie, dass das Schlimmste tatsächlich eintreten konnte.

LIBBY

Am Montagnachmittag hatte ich Dienst im Zeitungskiosk des Campus', verkaufen und die Kasse bedienen. Ein endloser Strom Studenten, Dozenten und Professoren kauften Illustrierte, Zeitungen, Lottoscheine, Geburtstagskarten und Kaugummi. Nicht gerade der aufregendste Job der Welt. Im Gegenteil. Wenn ich dort arbeitete, schien die Zeit langsamer zu vergehen als sonst. Aber wenigstens verdiente ich mein eigenes Geld. Zwar musste ich zu Hause weder Miete noch Essen bezahlen, aber für meine persönlichen Ausgaben musste ich selbst aufkommen.

Kurz nach Beginn meiner Schicht betrat Cate den Laden. Grinsend kam sie auf mich zu und ging dann direkt an den Kühlschrank, um sich eine Flasche Wasser herauszunehmen. Dann kam sie damit an die Kasse und gab mir das Geld.

»Kannst du in die Bar kommen, wenn du hier fertig bist?«, fragte sie. »Hari meint, wir sollten uns mal zusammensetzen und die Sache mit Atticus besprechen.«

»Gute Idee. Um zehn nach?«

Cate nickte, warf mir einen Handkuss zu und verließ den Kiosk mit ihrem Wasser.

Um fünf machte ich die Abrechnung, und Julia, meine Chefin, machte den Laden sauber. Dann ging ich quer über den Campus zur Bar. Es war Frühherbst und die unerträgliche Sommerhitze war milderem Temperaturen gewichen, sodass ich den Spaziergang genießen konnte. Einzelne Sonnenstrahlen drangen durch die Blätter der hohen Bäume und unter meinen Füßen knirschte der Kies. Der Herbst war schon immer meine Lieblingsjahreszeit gewesen.

Die Universität von Walloma war in den Siebzigern gleich neben der Innenstadt erbaut worden und erstreckte sich über mehrere Blocks. Die Gebäude selbst waren kastenförmig und funktional, aber jemand war so schlau gewesen, den Campus mit Dutzenden von Laubbäumen zu bepflanzen, die inzwischen so groß geworden waren, dass die ganze Uni älter und gediegener wirkte, als sie tatsächlich war. Für viele Einwohner von Walloma war der Campus der schönste Teil der Stadt. Mir persönlich gefielen die Strände besser, aber der Campus kam gleich an zweiter Stelle.

Die Bar war voller als gewöhnlich. Sämtliche Tische und Stühle waren belegt, und sogar dazwischen standen jede Menge Studenten herum. Ich fragte mich schon, ob wir nicht lieber woanders hingehen sollten, denn ich war müde und wollte mich gern hinsetzen, aber da sah ich Hari in einer Nische ganz hinten sitzen. Sie hatte einen Haufen Bücher und ihren aufgeklappten Laptop vor sich

auf dem Tisch und hackte selbstvergessen auf der Tastatur herum.

»Hey.« Ich setzte mich neben sie. »Du hast einen Tisch für uns ergattert. Genial!«

Ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, hob sie zur Begrüßung eine Hand. Kurz darauf drückte sie mit großer Geste die letzte Taste, lächelte zufrieden und klappte den Laptop zu. »Fertig!«

»Gut«, sagte ich. »Hallo, übrigens.«

Sie rutschte ein Stück näher und schmatzte mir einen Kuss auf die Wange.

»Tut mir leid. Ich weiß, ich bin ein schrecklicher Mensch.«

»Was ist hier eigentlich los? So voll ist es hier doch sonst nicht.«

»Angeblich spielt heute irgendeine angesagte Band aus Sydney. The Grass oder so ähnlich.«

»The Greens.«

»Kennst du sie?«

Ich zeigte auf ein riesiges Poster an der Wand gleich neben uns.

»Ah ja.« Sie zuckte mit den Schultern. »The Greens. Noch nie was von denen gehört. Ich hole uns mal was zu trinken.«

Ich sah ihr nach, wie sie sich durch die Menge kämpfte. Auch die anderen sahen in ihre Richtung und machten sich gegenseitig auf sie aufmerksam. Hari war neunzehn, sah aber aus wie zwölf, und auf den ersten Blick konnte man nicht erkennen, ob sie Männlein oder Weiblein war.

Ihr schwarzes Haar war ultrakurz geschnitten, und sie hatte einen schlanken, jungenhaften Körper. Andauernd musste sie ihren Ausweis vorzeigen, aber das störte sie nicht, denn es machte ihr Spaß, Menschen zu überraschen.

Hari war die Kurzform von Maharani. Sie war in Sydney geboren, aber ihre Eltern kamen aus Indonesien. Unter all meinen Freunden war sie diejenige, die das Studium am ernstesten nahm. Wann immer man sie traf, war sie gerade dabei, etwas zu lesen oder zu schreiben, auswendig zu lernen oder zu analysieren. Ihre Denkgeschwindigkeit lag bei zirka hundert Stundenkilometern.

Bevor sie vom Tresen zurückkehrte, kam auch schon Cate. Sie rutschte auf die gegenüberliegende Bank unserer Nische und nahm ihren voluminösen Schal ab, sodass ihr das honigblonde Haar frei über die Schultern fiel. Sie lächelte ihr riesengroßes Cate-Lächeln, das sie so unwiderstehlich und ihre Grübchen praktisch zur Dauereinrichtung machte.

»Tut mir leid, dass ich so spät komme«, sagte sie, stopfte ihren Schal in die Tasche und ließ ihr Handy fallen. Als sie sich unter den Tisch beugte, um es aufzuheben, fiel der komplette Inhalt ihrer Tasche hinterher. Typisch Cate! Ich lachte und half ihr, alles wieder einzusammeln.

»Wow«, sagte sie, als wir wieder saßen. »So voll war's hier ja noch nie. Die Band muss wirklich gut sein. Wie hast du es geschafft, einen Tisch zu ergattern?«

»Das war Hari.«

»Sie ist schon da?«

Ihre Bücher bedeckten den ganzen Tisch, und auch ihr

quietschbunter Rucksack stand gut sichtbar neben mir auf der Bank, aber für derlei hatte Cate keinen Blick.

»Sie holt gerade was zu trinken.«

Cate schaute Richtung Tresen. »Herrgott, was für ein Gedränge! Nicht dass sie zu Tode gequetscht wird!«

In dem Moment tauchte Hari aus der Menge auf, unsere Getränke in den Händen. So schwächtigt sie war, so durchsetzungsfähig war sie auch.

Wir alle waren im zweiten Studienjahr. Cate und ich studierten beide Kunst, sie, um Lehrerin an einer Highschool zu werden. Hari absolvierte natürlich ein Doppelstudium – Internationale Beziehungen und Jura. Sie hatte sich vorgenommen, die Welt zu retten. Hauptberuflich. Im Gegensatz zu den beiden wusste ich noch nicht, was ich nach dem Studium machen wollte. Ich interessierte mich für Philosophie und hoffte, dass mir in absehbarer Zeit klar werden würde, was ich tun sollte.

Hari stellte unsere Drinks auf den Tisch, setzte sich, und wir stürzten uns in die Planung für Atticus. Sein zwanzigster Geburtstag stand bevor und wir wollten ihm etwas Besonderes schenken. Seit eineinhalb Jahren hatte er Leukämie und vor Kurzem seine letzte Chemo beendet. Deswegen wollten wir nicht nur seinen Geburtstag, sondern auch seine Zukunft und den Sieg über den Krebs feiern. Wir waren uns ganz sicher, dass er es geschafft hatte, und wild entschlossen, das perfekte Geschenk zu finden.



Rebecca James

Der Tag, an dem Cooper starb

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-570-31206-3

cbj Jugendbücher

Erscheinungstermin: Juli 2018

Düster, abgründig, verführerisch

Als Coopers Leiche am Fuß der Klippen gefunden wird, lautet die offizielle Version: Selbstmord. Doch Libby, Coopers Freundin, kann das nicht glauben – Cooper und sie waren doch glücklich, es war die ganz große Liebe. Warum sollte er sich das Leben nehmen? Auf der Suche nach Antworten stößt Libby auf ein Netz von Lügen und Täuschung. Während die Grenzen zwischen Freund und Feind verschwimmen, beginnt Libby zu ahnen, dass hinter Coopers Tod ein abgründiges Geheimnis steckt ...



Der Titel im Katalog